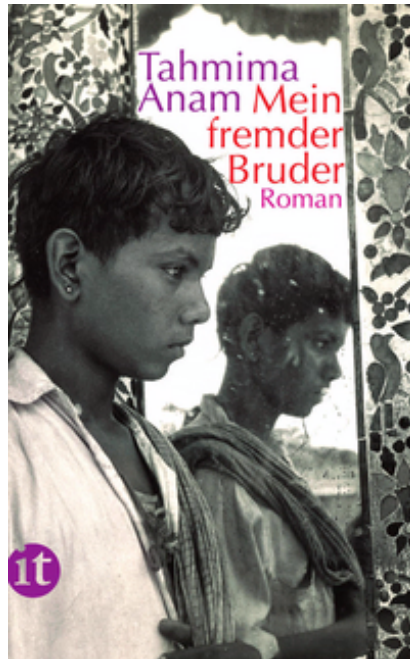


Insel Verlag

Leseprobe



Anam, Tahmima
Mein fremder Bruder

Roman
Aus dem Englischen von Anna Salmann

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4199
978-3-458-35899-2

Als Maya Haque nach vielen Jahren zu ihrer Familie nach Dhaka zurückkehrt, versteht sie die Welt nicht mehr: Sohail, ihr geliebter Bruder, einst ein fortschrittlich denkender Student, ist zum fundamentalistischen Moslem geworden. Als er seinen Sohn Zaid auf eine entfernte Koranschule schickt, wo er mißhandelt wird, ist für Maya das Maß voll.

Vor dem Hintergrund der Geschichte Bangladeschs erzählt Tahmima Anam eine bewegende Familiengeschichte. Eindrucksvoll stellt sie religiösem Fanatismus die sanftmütige, respektvolle muslimische Kultur gegenüber.

Tahmima Anam, 1975 in Dhaka in Bangladesch geboren, wuchs in Paris, New York und Bangkok auf, studierte an der Harvard University und lebt in London. Ihr von der Presse vielbeachteter Erstling *Im Namen meiner Kinder* (it 4056) war ein großer internationaler Erfolg.

insel taschenbuch 4199

Tahmima Anam

Mein fremder Bruder



Tahmima Anam

Mein fremder Bruder

Roman

Aus dem Englischen von
Anna Salmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
The Good Muslim bei Canongate Books, Great Britain
Umschlagfoto: Cecil Beaton, Junge am Jain-Tempel, Kalkutta, 1944
© Cecil Beaton Studio Archive at Sotheby's

Erste Auflage 2013
insel taschenbuch 4199
Insel Verlag Berlin 2012
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011
© Tahmima Anam, 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-35899-2

Für Roland Lamb

Prolog

1971

Dezember

Acht Tage nach Kriegsende steht Sohail Haque in einem absterbenden Senffeld. Die zu Staub vertrockneten Blütenblätter der Senfpflanzen kitzeln ihn in der Nase und erinnern ihn an den Geruch von Fleisch – seit Monaten hatte er kein Fleisch mehr gegessen. Unter seinem Fuß stäuben und ächzen die Gräser, über ihm wacht das verschleierte Auge der Wintersonne. Seit Tagen ist er zu Fuß unterwegs, folgt dem grauen Band der Straße nach Süden, in Richtung Stadt. Er ist durch ein verlassenes Dorf nach dem anderen gekommen, hat Blätter von Bananensauden gegessen und aus Tümpeln getrunken. Er hat sich tief über die Wasseroberfläche gebeugt und die Algen mit den Zähnen herausgefiltert. Am dritten Tag sagt ihm ein Bauer, daß der Krieg vorbei ist.

Jetzt ist er auf dem Heimweg und probiert den Namen des Landes auf der Zunge. *Bangladesch*.

In der Ferne sieht er einen Fleck auf der flachen Ebene.

Eine Kaserne. Er umkreist das Gelände, die feuchte Hand fest am Kolben seines Gewehrs. Kein Geräusch, keine Bewegung. Er schleicht sich näher heran; die Körperhaltungen des Soldaten sind ihm wohlvertraut, die Schenkel bereit zum Sprung, die Augen wandern unablässig hin und her, der Finger ist gekrümmt. Aber das Gebäude ist verlassen.

Die Armee hat nach dem Rückzug ihre Spuren hinterlassen. An Möbelstücken riecht er Tabak, auf der Leine sieht er Uniformen hängen. Er findet die Teller, die ordentlich in einer Ecke aufgestapelt sind, die von Mekka wegweisenden Schuhe. Er sieht die Gebetsteppiche. Er riecht die Pakistanis, Seife und Kreide und Schuhcreme.

An die Toilettenwand hat jemand »Punjab Meri Me« geschrieben: *Punjab meine Mutter*. Wie diese Soldaten Bengalen gehaßt haben müssen, denkt er, wie sie es gehaßt haben müssen, wenn ihre Füße im Schlamm versanken, wenn die Luft sich um sie schloß wie die Hand eines Verbrechers, die Moskitos, das unbarmherzige Bombardement des Regens, das Essen, das sie schwach und durchfallkrank machte, auslaugte und entwässerte.

Sohail fragt sich jetzt, ob er vielleicht ein wenig Mitleid mit diesen Männern hätte haben sollen. Er spürt, wie sich sein früheres Ich meldet, sein noch weiches Ich: Geograph, nicht Guerrillakämpfer. Derart milde gestimmt, beschließt er, sich mit einer halbgerauchten Zigarette in eins der Stockbetten zu legen. Es ist das weichere Ich, das ihn veranlaßt, den Raum hinter dem Munitionslager zu erforschen, die schwere Metalltür zur Seite zu schieben, die Wand auf der Suche nach dem Lichtschalter abzutasten – und dann einen Anblick vor sich zu haben, der ihm sein ganzes weiteres Leben lang den Atem nehmen wird.

Erstes Buch

*Alles, was im Himmel und
auf Erden ist*

Februar

Erst als Silvi gestorben war, konnte Maya nach Hause zurückkehren. Sie dachte einen Augenblick über diese Tatsache nach, als sie sich im Dritte-Klasse-Abteil auf die Holzbank setzte. Auf dem Schoß hielt Maya ihre ganze Habe: Einen kleinen Rucksack mit zwei Saris, einen Salwar Kamiz¹, ein Paar Turnschuhe, eine Arzttasche mit Stethoskop und ein kleines Mangobäumchen für ihre Mutter. Es war schwierig gewesen, den Baum zu verpacken; er war nicht leicht und der in Erde gepackte Wurzelballen dick und unhandlich. »Der Baum überlebt nicht«, sagte der Bauer, von dem sie ihn gekauft hatte. »Das ist ein Rajshahi-Baum, der gehört nach Rajshahi.«

Eine alte Frau mit einem Tiffinbehälter rutschte auf den Platz neben ihr. Sie starrte Maya einen Augenblick lang an, dann klemmte sie den Blechbehälter zwischen die Knie, zog eine Gebetskette aus der Tasche und fing an, das Glaubensbekenntnis vor sich hin zu murmeln.

La ilaha illa llah wa muhammadan rasul allah.

Natürlich würde er überleben. An der Westseite des Gartens war eine leere Ecke, und wenn irgend jemand diesen Baum zum Tragen bringen konnte, dann war es Ammu. Andererseits waren sieben lange Jahre vergangen – sie wußte nicht mal, ob die Ecke noch leer war.

Eine Gruppe junger Männer kam ins Abteil. Sofort fingen sie an herumzualbern, eine Streichholzschachtel und ein Päckchen Star-Zigaretten herumgehen zu lassen und zu rauchen. Maya widerstand dem Wunsch, sie zurechtzuweisen, drückte

1 Fremdsprachige Begriffe werden im Anhang in einem Glossar erläutert.

das Gesicht gegen die waagerechten Gitterstäbe des offenen Abteifensters und starrte hinaus auf die müllübersäten Gleise, den Bahnsteig, wo kleine Jungen Erdnüsse und kühle Getränke verkauften, und hinaus zu den saftiggrünen Mangohainen. Sie würde das alles vermissen. Das Haus mit den zwei Zimmern, das sie gemietet hatte, stand jetzt leer, der rohe Betonboden war gefegt und gewischt. Und die Veranda, auf der sie ihre Patienten behandelt hatte, war ebenfalls leer. Verschwunden waren der Untersuchungstisch, der kleine Tisch, auf dem ihre Ausrüstung gelegen hatte, der hölzerne Stuhl, über den sie am Ende des Tages ihren weißen Kittel mit den Kugelschreibern in der Brusttasche gehängt hatte.

Angefangen hatte es mit einer Handvoll Schlamm. Damals sagte sie sich, daß der Wind eine Kokosnuß oder ein Stück Holz gegen ihr Haus geweht haben mußte. Drei Tage lang schenkte sie dem Geräusch keine Beachtung.

In der vierten Nacht das Lachen. Unmißverständlich: Jemand hielt sich den Mund zu, aber ein Prusten war ihm entwischt. Das nervöse, mädchenhafte Kichern eines jungen Mannes.

Maya rannte nach draußen und starrte in die Finsternis, konnte aber nichts sehen. Nichts ist dunkler als eine mondlose Nacht in Rajshahi.

Geendet hatte es Monate später mit dem Blinken eines Messers. Sie sah es wieder vor sich: Eine geschmeidige, helle Bewegung wie das Zungenlecken einer Katze, und etwas weiß Aufblitzendes, das ihr ins Auge fiel, der Saum eines langen Gewands, das über dem Knöchel eines Mannes schwebte, als er aus dem Zimmer schlüpfte und verschwand. Mayas Hand fuhr an ihre Kehle, an den Wundschorf, der dort noch schwarz und anklagend zu spüren war. Der Mann hatte sie nicht geschnitten, er hatte das Messer nur an ihren Hals gedrückt: Damit gab er ihr zu verstehen, daß sie noch nicht miteinander fertig seien, daß er jeden Augenblick wieder erscheinen und die Sache zum Abschluß bringen konnte.

Ja, das Dorf würde ihr fehlen. Nazia und das Haus und die

Mangos und der Weg rund um den Teich. Aber die Katzenspange dieses Messers und die Narbe an ihrem Hals bedeuteten, daß sie wahrscheinlich nie mehr zurückkehren würde.

*

Kurz bevor der Zug losfuhr, belegte ein Ehepaar mit zwei kleinen Kindern die Bank gegenüber. Die Mutter hielt eines der zwei kleinen Kinder auf dem Schoß, das ältere saß eingeklemmt zwischen den Eltern. Die Mutter lächelte schüchtern; Maya vermutete, daß es ihre erste Zugfahrt war – ihr Nasenschmuck glänzte, an den Handgelenken trug sie zwei dünne Goldreife, ihr gesamtes Vermögen.

Es war kein großer Verlust, daß die Frau ihres Bruders nicht mehr lebte. Die Aussicht auf das Zusammentreffen mit Silvi – schrecklich fromm, das Gesicht straff von dem Kopftuch eingefasst, ohne das man sie seit dem Krieg nicht mehr gesehen hatte – war es gewesen, was Maya von der Heimkehr abgehalten hatte. Natürlich war auch ihr Bruder Sohail mit schuld. Und Ammu, die sie mit ihrer Wut allein gelassen hatte – ihrer Wut und dem verkohlten Gestank brennender Bücher, dem Geruch, der sie vertrieben und in den sieben Jahren ihrer Abwesenheit nie mehr verlassen hatte. Der Zug fuhr langsam durch Rajshahi und dann durch Natore, wo die Landschaft immer noch flach und trocken war. Die Gerüche der Reisfelder vermischten sich mit dem der gelb leuchtenden Senfpflanzen und der schwelenden Kuhfladen.

Die alte Frau neben ihr öffnete den Tiffinträger, dem der Duft von Dal und gebratenem Blumenkohl entströmte. Die Familie gegenüber folgte ihrem Beispiel und packte Fladenbrot und Bhaji aus. Maya wurde hungrig; sie hatte nichts für die Reise eingepackt. Die junge Mutter riß das Brot in kleine Bröckchen und steckte sie dem Baby in den Mund. Das restliche Essen gab sie an ihren Mann weiter, den sie nicht ansah, als er den in Zeitungspapier verpackten Imbiß entgegennahm.

Das ältere Mädchen wollte nicht essen, zupfte ihre Mutter am Ellbogen und schüttelte den Kopf. Maya durchwühlte ihre Tasche und fand zwei Tamarinden-Bonbons. Sie bot der Kleinen eines davon an; sie stand auf, kletterte auf Mayas Schoß und nahm sich das Bonbon von ihrer ausgestreckten Hand. Die Mutter wollte protestieren, aber Maya winkte ab. »Schon in Ordnung«, sagte sie. Die Kleine zog die Knie an die Brust und schief ein. Maya mußte ebenfalls geschlafen haben; als sie die Augen wieder aufmachte, lag das Mädchen schwer in ihren Armen, und der Zug war schon fast am Bahadurabad Ghat. Jemand rüttelte an ihrer Schulter. Die alte Frau zeigte auf ihren Tiffinbehälter, in dem noch ein Stück Fladenbrot und ein Restchen Reispudding waren.

»Iß«, sagte sie und kniff Maya in die Wange, »du bist zu dünn. Wer soll dich da heiraten?«

*

In Bahadurabad ging Maya auf die Fähre. Es war mittlerweile Nachmittag, und die Sonne tanzte auf dem unendlich breiten Fluß. Sie hielt dem Fährmann die Fahrkarte hin und bahnte sich einen Weg hinauf aufs Oberdeck, wo sie die einzige Frau war, die bereit war, in der prallen Sonne zu sitzen. Der Padma schwappte sanft gegen das Fährschiff, ohne die Macht seiner Strömung zu verraten. Maya kaute auf trockenen Keksen herum und versuchte sich zu erinnern, ob dies dasselbe Boot war, das sie nach Rajshahi gebracht hatte. Es hatte einen seltsamen Namen gehabt. »Hey!« rief sie einem kleinen Jungen in Uniform zu, »wie heißt das Boot hier?«

»Padma.«

Es mußte ein anderes Boot gewesen sein. Die Reise damals, als sie von zu Hause geflohen war, schien Ewigkeiten her zu sein. Sie hatte bei ihrer alten Freundin Sultana Zuflucht gesucht. Beide hatten während des Krieges in den Flüchtlingslagern ausgeholfen, wo Sultana alle damit schockiert hatte, daß sie den Last-

wagen mit Hilfslieferungen selbst gefahren hatte. Maya dachte immer an das, was Sultana ihr in jenem langen Sommer vor der Unabhängigkeit erzählt hatte: Daß sie davon träume, nach Hause zu gehen, wenn der Krieg vorbei war, nicht in die Stadt, sondern zurück in das Dorf ihres Vaters. »Ich will die Erde unter meinen Füßen spüren«, hatte sie gesagt. Nach der Bücherverbrennung, als Maya gehen mußte, hatte sie Sultana angerufen und gefragt, ob sie bei ihr unterkommen könne. Sultana berichtete ihr, daß sie vor kurzem einen Mann geheiratet habe, den sie seit der Kindheit kenne, einen jungen Arzt. Sie arbeiteten zusammen in einer Klinik in Tangail; Maya könnte kommen, sie könnten ihre Hilfe gebrauchen.

Drei Monate war sie geblieben, aber Tangail war Dhaka zu nah gewesen. Tag für Tag hatte Maya den Bussen hinterhergeschaut, die in Richtung Hauptstadt fuhren, und sich selbst herausgefordert: Steig einfach ein und fahr nach Hause! Außerdem waren Sultana und ihr Mann frisch verheiratet. Maya überraschte sie in der Küche, wie sie sich mit offenem Mund küßten, seine Hände in ihrem Haar.

Sie ging, reiste in Zügen, Fähren und Rikschas durchs Land, bis sie schließlich am Universitätskrankenhaus in Rajshahi landete. Sie meldete sich anfangs wieder als freiwillige Arzthelferin, dann bewarb sie sich um eine Stelle als Assistenzärztin. Nach zwei Jahren am Krankenhaus erhielt sie die Zulassung und konnte eine eigene Arztpraxis eröffnen. Nazia war diejenige gewesen, die sie auf die Idee gebracht hatte, die schwangere Nazia, die den langen Weg in die Stadt hinten auf einem tuckernden Dreiradtransporter zurückgelegt hatte, mit einem Baby in Steißlage. Einfach unmöglich, argumentierte Maya, daß die Frauen den langen Weg ins Krankenhaus schaffen mußten, um ihre Kinder zu gebären. Zu viele Kinder starben.

Sie hatte irgendwann beschlossen, Frauenärztin zu werden und nicht Chirurgin. Sie hatte erlebt, wie sich die Gesichter der Schwangeren entspannten, wenn sie als Frau in das Untersuchungszimmer trat. Damals sagte sie sich, daß es eine rein

praktische Überlegung war. Jeder konnte Chirurg werden, aber was wirklich gebraucht wurde, war eine Ärztin für Frauen – eine Ärztin, die die Kinder zur Welt bringen und hinterher die Wunden vernähen und die Frauen in Verhütungsmethoden unterrichten konnte. Sie dachte nicht an die Schuld, die sie zurückzahlte, daß jedes der Kinder, die sie auf die Welt brachte, eines Tages gegen die Kinder aufgewogen würde, die nach dem Krieg von ihrer Hand gestorben waren.

Es hatte noch nie eine Ambulanz oder Arztpraxis im Dorf gegeben. Nazia erzählte überall herum, wie Maya sie und ihr Ungeborenes vor dem sicheren Tod gerettet hatte, wie sie die Schwestern im Krankenhaus herumkommandiert hatte, wie geschickt sie ihr die Spritze in den Arm gegeben hatte. In diesem Jahr brachte Maya der gesamten Dorfbevölkerung vor dem Monsun bei, wie man Rehydrierungsflüssigkeit selbst herstellt: Eine Tasse voll Melasse, eine Prise Salz, einen Krug abgekochtes Wasser. Und die Monsunzeit verging, ohne daß ein einziges Kind starb. Als sie im Jahr darauf beim Bezirk eine Eingabe für eine Brunnenbohrung machte und Erfolg hatte, glaubte sie, die Herzen der Dorfbevölkerung gewonnen zu haben.

Nazia und Masud bekamen ein weiteres Kind. Sie nannten es Maya.

Als die Fähre in Jaggannathganj anlegte, war es schon dunkel. Maya sah auf die Uhr, ob sie wohl den letzten Zug noch erreichen würde. Der Baum in ihren Armen war schwer, und die Zweige kratzten sie an der Schulter. Sie mußte es versuchen; ein Hotel würde hier nur schwer zu finden sein und eine Menge Fragen mit sich bringen: Warum sie allein reiste, warum sie keinen Mann bei sich hatte, keinen Ehemann oder Vater.

Im Bahnhof sah sie die alte Frau aus dem Zug wieder, mit offenem Tiffinbehälter. Maya war seltsam bewegt, sie wiederzusehen, schwenkte begeistert die Arme und ging zu ihr hin. Die Frau winkte sie zu sich.

»Iß, iß«, sagte sie.